PASCAL L. NIEMEYER

DIE KARIKATUR

PSYCHOTHRILLER

© 2026 Pascal L. Niemeyer
Alle Rechte vorbehalten.
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

1. Auflage 2026

Verlag: PLN Verlag
ISBN:
Hardcover: xxx-x-xxxxxx-xx-x
Taschenbuch: xxx-x-xxxxxx-xx-x

Herausgeber:
Pascal L. Niemeyer
c/o Autorenglück #59702
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda

Email: info@pascalniemeyer.de

Druck & Bindung: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Lektorat & Satz: Maria Noll | Lektorat Wortwaage – www.lektorat-wortwaage.de
Covergestaltung: Tom Jay Grafikdesign – www.tomjay.de
Weitere Bildrechte: (ggf., falls der Grafiker z. B. Bilder aus Shutterstock, Adobe Stock etc. verwendet hat)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Hinweis zur Verwendung von Künstlicher Intelligenz:
Für die Recherche und vereinzelt zur sprachlichen Überarbeitung von Formulierungen wurden KI-basierte Anwendungen als unterstützendes Werkzeug verwendet. Der Inhalt, die Handlung, die Figuren und die wesentliche sprachliche Gestaltung des Werkes stammen vom Autor.

Das Werk wurde nicht durch künstliche Intelligenz verfasst.

Hinweis zu Triggern

Dieser Roman enthält sensible Themen, die Trigger auslösen können. Eine detaillierte Inhaltswarnung finden Sie am Ende des Buches.

Schriftsteller erschaffen Welten aus Gedanken.

Sie bevölkern sie mit Menschen, die niemals existiert haben, und laden uns ein, ihnen zu folgen.

Das Erstaunliche ist nicht, dass sie alles erfinden, sondern wie bereitwillig wir ihren Geschichten Glauben schenken. Vielleicht weil in jeder erfundenen Geschichte immer auch ein Stück Wahrheit verborgen liegt. Mal mehr, mal weniger.

Und manchmal … manchmal verschwimmt selbst für den Autor die Grenze zwischen Wirklichkeit und Fantasie. Genau dann, wenn Geschichten beginnen, ein Eigenleben zu entwickeln.

Für Félise

I

Jérémy Douts lehnte an einer Straßenlaterne und wartete. Das Laternenlicht tauchte das gegenüberliegende Schaufenster der Galerie Leroix in eine gespenstische Atmosphäre. Er schob die Hände tief in die Taschen seines Trenchcoats und atmete die Sommerluft ein.
Im Schutz der Gasse hörte er aus der Ferne die Geräusche der Großstadt – seiner Stadt:
Brüssel. Sein Leben und seine Illusionen. Hier hatte er einst mit seinen Gemälden berühmt werden wollen. Er erinnerte sich daran, wie er vor neun Jahren die Kunstakademie der Freien Universität Brüssel verlassen hatte – stolz und voller Hoffnungen.
Ein leises Lachen stieg nun in ihm auf, während seine schmalen Finger das Taschenmesser umklammerten. Von der Grand Place wehten Gesang und Gelächter zu ihm herüber. Die letzte Tram rauschte zwei Straßen weiter in den Morgen.
Plötzlich flackerte im Schaufenster der Galerie ein Licht auf, und ein Porträt im barocken Holzrahmen schwebte dort wie ein Blick, der ihn musterte. Jérémy Douts sah auf seine Uhr, wandte sich ab und glitt in die Telefonzelle an der verlassenen Kreuzung. Während er den Hörer abnahm und ihn behutsam an sein linkes Ohr hielt, beobachtete er eine Motte, die sich in einem Spinnennetz verfangen hatte. Hinter sich hörte er, wie eine Tür aufgeschlossen wurde und sich zwei Menschen verabschiedeten. Erst nachdem die Tür wieder ins Schloss gefallen war und das Licht in der Galerie erlosch, legte er den Hörer zurück auf die Gabel. Er drehte sich um, öffnete die Flügeltüren, überließ die Motte ihrem Schicksal und trat zurück in den grellen Lichtkegel der Straßenlaterne. In der Stille glaubte er, seinen eigenen Herzschlag zu hören.

In einiger Entfernung bog eine Gestalt um die Ecke. Jérémy spürte einen Druck in der Magengegend. Er setzte sich in Bewegung und folgte den hallenden Schritten des nächtlichen Besuchers. Auch Jérémy bog in die Seitengasse ein, in der der Schatten vor ihm verschwunden war. Da war er wieder. Wenige Schritte vor ihm. Ängstlich drehte er den kleinen Kopf um und schien seine schweren Schritte zu beschleunigen. Auch Jérémy ging schneller, und es schien ihm, als gäbe sein Puls den Takt vor.
Der Mann vor ihm, dessen Atem er bereits hören konnte, drehte sich noch einmal über die Schulter um und starrte ihn voller Panik an. Jérémy sah die Überraschung in den Augen der gedrungenen Gestalt, zog in Sekundenschnelle sein Taschenmesser und setzte wie ein Tiger zum Sprung an. Der Gejagte fuhr wieder nach vorn und wollte ausweichen. Doch der Schlag traf ihn an der Schulter und ließ ihn straucheln. Der schwergewichtige Mann verlor das Gleichgewicht, schlug rücklings auf das nasse Pflaster und prallte mit dem Kopf gegen die Bordsteinkante. Aus blutunterlaufenen Augen – das rechte Lid abgesunken – blickte er entsetzt zu seinem Angreifer hinauf und bemühte sich vergeblich, den Arm zur Abwehr zu heben.
Jérémy starrte in das angstverzerrte Gesicht des Unbekannten und versuchte, sich im Bruchteil eines Augenblicks jedes Detail einzuprägen. Das Gesicht seines Opfers verzog sich vor Schmerz. Im Straßenlicht glitzerten Schweißperlen auf der breiten Stirn. Die Lider seines Gegenübers zuckten, kurz bevor er das Bewusstsein verlor und seine Gesichtszüge erschlafften. Erst jetzt fiel Jérémy das kugelrunde, hellrosa Muttermal auf, das neben der Nase auf der linken Gesichtshälfte prangte.
Jérémy beugte sich, noch außer Atem, über sein Opfer und machte sich an die Arbeit.
Mit ruhiger Hand lockerte er den Ledergürtel und öffnete Knopf für Knopf das Seidenhemd. Sein Griff enthüllte den

fettleibigen, behaarten Bauch. Im Licht der gegenüberstehenden Laterne schien ihn der unförmige Nabel wie ein schwarzes Auge anzustarren. Er beugte sich über den Körper und griff nach der Hand des Mannes, die im Abwasser eines Gullys lag. Bräunliches Wasser tropfte auf Jérémys Schuhe, als er die Hand auf seinen Oberschenkel legte. Er nahm das Messer, das auf der Straße lag, setzte die im Licht aufblitzende Klinge mit akribischer Sorgfalt über dem Fingernagel an und drückte sie sachte ins Fleisch seines Opfers. Hellrotes Blut quoll aus der Fingerkuppe.

Jérémys Lächeln spiegelte sich in einer Pfütze schräg neben ihm. Blonde Haarsträhnen schwammen in dem rötlichen Wasser. Er starrte wie gebannt in das Gesicht des Mannes und spürte das Blut auf seiner Haut. Dann schloss er langsam die Augen, hob den Kopf zum Himmel und atmete tief durch. Irgendwo in der Ferne wehte der Wind ein Martinshorn herüber.

Er griff in die Innentasche seines Mantels, zog einen kleinen Pinsel heraus und tauchte ihn in das Blut. Bedächtig führte er den Pinsel über den behaarten Bauch seines Opfers.

Nach vollendeter Arbeit – es mochten vielleicht zwei, drei Minuten vergangen sein – betrachtete er mit Befriedigung sein Werk. Die Karikatur schien ihn anzugrinsen, als er bemerkte, wie sich der Körper des Mannes bewegte und seine Augen zuckten. Langsam kam das menschliche Wrack vor ihm wieder zu Bewusstsein und öffnete blinzelnd die Augen. Blitzschnell griff Jérémy nach seinem Messer und stieß die noch blutige Klinge in die bleiche Kehle.

„NEIN! NEIN!“, brüllte Jérémy Douts aus vollem Hals, als sein schlanker Körper reflexartig nach vorne schnellte und die Daunendecke zur Seite wirbelte. „Nein …“, hauchte er noch, und sein Schweiß brannte ihm in den Augen. Er

sah sich hastig um und wischte sich über die Stirn. Außer Atem ließ er sich auf die Bettkante sinken und suchte, mit den Füßen tastend, nach seinen Pantoffeln, während er auf die phosphorgrün leuchtende Anzeige blickte: *05:03 Uhr*.

„Schrecklich …“, murmelte Jérémy und bemerkte erst jetzt, dass er noch immer zitterte.

Langsam streckte er sich und stand auf. Er tappte im Dunkeln zum Lichtschalter und ließ das grelle Licht aufflammen. Er schleppte sich ins Badezimmer, wo ihn die Neonlampe über dem Spiegel blendete und dazu zwang, die Augen zusammenzukneifen, während seine Hand blind nach dem Wasserhahn tastete. Er drehte den Hahn auf, formte eine Schale mit den Händen und tauchte sein Gesicht in das eiskalte Wasser. Das kalte Nass ließ ihn zusammenzucken, und er spürte, wie die Spannung aus seinen Gesichtszügen wich. Er griff nach einem Handtuch, tupfte sich ab und starrte in den Spiegel über dem Waschbecken. Sein zuvor noch leichenblasses Gesicht bekam langsam wieder Farbe. Mit einem durchdringenden Blick betrachtete er sich kopfschüttelnd und strich sich über den geraden Nasenrücken, der harmonisch zur Spitze hin schmaler zulief und in einer dezenten Rundung endete. Sein mittelbraunes, leicht welliges Haar glänzte goldbraun im Licht der Neonröhre. An den Schläfen zeichnete sich der frühe Beginn eines Rückzugs ab, das Haar war dort bereits merklich dünner geworden.

„Jérémy, Jérémy …“, hauchte er und grinste leicht, als würde er sich selbst verspotten. „Was würde dein Vater wohl sagen, wenn er wüsste, dass du mit 38 noch immer Albträume hast wie ein kleiner Junge?“

Er schüttelte den Kopf, atmete tief durch und ging zielstrebig zurück ins Schlafzimmer. Jérémy ging um das Bett herum und näherte sich dem großen Fenster. Er schob die Übergardine, die in großen Falten herabfiel, beiseite

und blickte auf die Straße hinunter. Eine Frau, auf ihre Krücke gestützt, wartete gebückt auf die erste Tram und sah durch die grün belaubten Bäume zu ihm hinauf in den dritten Stock. Es war ungewohnt, die Straße so leer und leblos zu sehen. In der Rushhour verwandelte sich die Avenue Churchill in einen Autodschungel. Nur die Kastanienbäume, die die Straßenbahnschienen säumten, labten sich dann zu dieser Tageszeit an dem beißenden Geruch der Autoabgase.

Er öffnete das Fenster und sog die kühle Luft tief ein. Aus der Ferne näherte sich die Tram. Mit quietschenden Rädern bremste die Bahn und wirbelte Staubwolken auf. Kurz darauf ertönte ein dumpfes Klingeln, das vom Wind herübergetragen wurde, begleitet vom Klappern der Falttüren, und schon rauschte die Tram wieder davon. In der Stille glaubte Jérémy, Hundegebell zu hören, und blickte zum Haus auf der anderen Straßenseite. Als er sich umblickte, bemerkte er die Morgendämmerung über den Giebeln der Häuser.

Er ließ sich auf das Laken sinken, das noch feucht vom Schweiß war, und seufzte. *Was für ein seltsamer Traum.* Er versuchte, sich an den Mann zu erinnern, doch er sah nur ein verschwommenes Gesicht. *War es überhaupt ein Mann gewesen, oder doch eher eine Frau?* Er rieb sich die Augen und war erleichtert, dass er sich nicht mehr an die Details erinnern konnte. *Wie hatte ich jemanden töten können? Ich, ein Mörder? Nein. Wirklich absurd.* Sein Mund verzog sich zu einem kleinen Schmunzeln. Er lachte in sich hinein und kroch wieder unter die Decke.

Gähnend blickte er auf den Wecker: *05:11 Uhr.* Er drehte sich zur Seite und war erleichtert, dass ihm noch zwei Stunden Schlaf blieben. Draußen rauschte wieder eine Tram vorbei, gedämpft, wie aus einem anderen Traum.

„Ich und ein Mörder? Lächerlich!“, murmelte Jérémy und zog die Decke höher. Er drehte sich zur anderen Seite und

starrte das offene Fenster an. Tausend Bilder und Gedanken schossen ihm durch den Kopf …
Er dachte an Emilie und an die vergangenen vier Jahre. Wie sehr er sich wünschte, sie läge jetzt neben ihm. Und wie gern hätte er ihr im Schlaf durch das blonde Haar gestrichen. Für einen Moment stellte er sich vor, sie wäre neben ihm. Er schloss die Augen und malte sich aus, wie sie sich im Schlaf an ihn kuschelte. Mit einem Seufzer drehte er sich wieder um und starrte auf den Wecker.
Der Tag, an dem sie ihn verlassen hatte, stieg wieder in ihm auf. Er hatte plötzlich das Bild vor sich, wie sie ihn mit kalten Augen musterte und kopfschüttelnd belächelte. Ihre Koffer im Hintergrund.
Jérémy schüttelte sich. *Warum sollte ich jemanden töten wollen – und wer war dieser Mensch überhaupt?* Mit all diesen zerfaserten Gedanken glitt er schließlich in einen leichten, traumlosen Schlaf.

Der Wecker summte vor sich hin, bis er in einen penetranten Piepston überging. Jérémys Hand streifte die Nachttischlampe und fegte im Halbschlaf ein eingerahmtes Foto vom Tisch. Mit dem Gesicht im Kissen tastete er nach dem Wecker. Seine Augen brauchten einen kurzen Augenblick, bis sie sich an das Tageslicht gewöhnt hatten, dass durch das Fenster fiel. Er kroch aus seinem Bett und suchte einmal mehr nach seinen Pantoffeln. Er erinnerte sich, sie genau hier ausgezogen zu haben, nachdem er sich von diesem absurden Traum erholt hatte.
Er hielt inne.
Im Traum hatte er einen Menschen umgebracht. Angewidert schüttelte er den Kopf, ließ sich auf den Boden sinken und begann erneut, nach seinen Hausschuhen zu suchen. Unter dem Messinggestell des Nachttischs entdeckte er einen davon. Er streckte sich danach und fuhr mit weit ausholenden Bewegungen über den weichen Teppich. Er